EIN RAUM FÜR MICH ALLEIN

Wie wohnen wir heute? Wie unterscheidet sich unser Wohnverständnis von dem anderer Kulturen? Und wie wird sich unsere Vorstellung von Wohnraum entwickeln? Der Versuch einer Neubewertung des Privaten.

2017
Essay | domus

‘Der heilige Hieronymus im Gehäus’ ist ein Kupferstich Albrecht Dürers aus dem Jahr 1514 und stellt eine ideelle, keine reale Raumsituation dar. Denn der gemeine Bürger hatte im Normalfall kein eigenes Zimmer, in das er sich zurückziehen konnte.

Unsere Privatsphäre Sicher, es gibt den Trend zur Mikrowohnung. Doch bisher ist es eben auch nicht mehr als das: ein Trend. Wir Übrigen brauchen zu Hause immer mehr Platz. Wobei statistisch gesehen in vielen Wohnungen immer weniger Menschen leben. Statt mit Menschen umgeben wir uns mit Dingen. Als ob wir einen Puffer um uns herum aufbauen müssten – nicht nur zur Außenwelt, sondern auch gegenüber unseren Mitbewohnern. ‚Hast du einen Raum ganz für dich allein?‘, fragte eine Freundin, als ich ihr meinen Umbauentwurf für unsere Maisonnette zeigte. Eine Art räumliches Übergewicht: unsere Privatsphäre.

Wie ein Großteil unseres heutigen Wohnverständnisses ist auch die Idee der Privatsphäre ein Erbe der bürgerlichen Wohnkultur. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Wohnen und Arbeiten getrennt. Man könnte auch sagen, dass das Wohnen damals wirklich privat wurde. Eine Insel, losgelöst von der Gewalt der Industrialisierung. Davor war das anders. Schon durch die Größe der Haushalte war man in früheren Jahrhunderten nie wirklich allein: Knechte und Mägde, Lehrjungen, Diener, Protegés, Verwandte, durchreisende Gäste – alle gehörten mit zum Haushalt.

Ohne Restaurants und Bars spielte sich nicht nur das Arbeiten, sondern auch das soziale Leben in den eigenen vier Wänden ab. 1514 schuf Albrecht Dürer seinen berühmten Kupferstich von dem in seiner karg eingerichteten Stube arbeitenden Hieronymus. Ein eindringliches Bild. Doch es ist nicht repräsentativ für das damalige Wohnen, und das liegt nicht nur an dem prächtigen Löwen, der nach der Heilung seiner Pranke nicht mehr von der Seite des Heiligen gewichen sein soll. Häuser hatten zwar wenige Möbel, waren aber voller Menschen. Privatzimmer existierten nicht.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass das Wort privat auch erst seit dem 16. Jahrhundert überhaupt in unserem Wortschatz vorkommt. Abgeleitet vom lateinischen *privatus* bedeutete es wörtlich ‚getrennt', ‚einer Sache beraubt', aber auch ‚befreit' und ‚besonders': ein zwiespältiges Wort. Jemand war der Herrschaft oder Amtsgewalt ‚beraubt' und lebte ‚ohne Amt für sich'. Erst Ende des 17. Jahrhunderts wird privat im Sinn von ‚intim' oder ‚persönlich' gebraucht: In West- und Zentraleuropa entstehen die ersten separaten Schlafräume.

Um 1650, mehr als 100 Jahre nach Dürers Stich, wird in bürgerlichen niederländischen Häusern der Gang eingeführt. Räume sind nicht mehr per Definition Durchgangszimmer. Man konnte tatsächlich alleine oder ‚zu zweit alleine' sein. Privat hatte übrigens noch eine weitere Bedeutung: ‚geheim' oder ‚heimlich'. Hieran erinnert das Privé, wofür noch verschiedene andere verschleiernde Bezeichnungen wie Lokus oder stilles Örtchen bestanden: die Toilette.

Sloterdijk, P., Architekten machen nichts anderes als In-Theorie. In: *archplus* 169/170, 2004, S.22

Die Räume dazwischen Heute wollen wir vor allem ungestört sein. Oder um es mit den Worten von Peter Sloterdijk zu sagen: ‚Man darf nie vergessen, dass das, was wir ‚Gesellschaft' nennen, das Phänomen der unwillkommenen Nachbarschaft impliziert […] man müsste ein Lob der Isolierung schreiben'. Vier Wände und geschlossene Türen umschließen unsere Privatsphäre innerhalb der Wohnung: der eigene Raum, siehe oben.

Rybczynski, W., *Home. A Short History of an Idea,* New York, 1986.

Auf Japanisch gibt es dem kanadisch-amerikanischen Architekten Witold Rybczynski nach kein ursprüngliches Wort für Privatsphäre. Vielleicht ist sie darum dort auch ambivalenter. Das Londoner Barbican Centre präsentiert zur Zeit japanische Häuser mit überraschenden Ideen zum Zusammenleben, wie zum Beispiel das Drei-Generationen-Haus von Kazuyo Sejima (Tokio, 2003). Auf einer Fläche von knapp 78 Quadratmetern bietet es Platz für fünf Menschen. Dies allein ist schon bemerkenswert. Allerdings stehen auch weniger Möbel herum als in unseren Wohnungen. Auf allen drei Geschossen gibt es Möglichkeiten, sich zu treffen: in der Halle und im Wohn-Ess-Zimmer, in der Bibliothek, im Teezimmer und auf der Dachterrasse. Die ebenfalls im ganzen Haus verteilten Privaträume sind kaum größer als das Bett oder der Schreibtisch, die darin stehen. Diese Wohn-Nester sind nicht völlig getrennt vom übrigen Haus. Die Übergänge bestehen aus Zwischenräumen, einer Garderobe oder einfach nur aus der Drehung, die der Bewohner macht, um das Nest zu betreten.

Ausstellungskatalog Barbican Centre: *The Japanese House: Architecture and Life after 1945*, Rom und London, 2017.

Die Grenzen zwischen privat und gemeinsam sind damit nicht absolut und abrupt. Privat bedeutet nicht so sehr isoliert, sondern entsteht aus Wahlmöglichkeiten und Abstufungen. ‚Privatsphäre wird elastisch', sagt Kazuyo Sejima. Unser damaliges Umbauprojekt konnte nicht realisiert werden. In unserer heutigen Wohnung, in der wir zu dritt leben, habe ich keinen Raum ganz für mich allein. Ich vermisse ihn nicht. Eine diagonale Verbindung zwischen der Wohn-Gästezimmer-Bibliothek, in der mein Partner arbeitet und der Küche, die wiederum mein Büro ist, sorgt für Nähe und Abstand gleichzeitig. Hier bin ich für mich selbst, auch wenn ich nicht allein bin.

Verschenen domus 26-8-2017. Tekst Andrea Prins.